



Unter den ländlichen Ergötzlichkeiten pfleget
 die Jagd eine der vornehmsten auszumachen;
 und wie viele leben nicht auf dem Lande,
 die darin fast ihre einzige Beschäftigung
 bestehen lassen? Ich wil hier einige Gedanken
 von der Jagd niederschreiben; vielleicht
 tragen sie etwas bei, ein richtiges Urtheil
 von einer Ergözzung zu fällen, die besonders
 auf dem Lande so herrschend ist. Erwarten
 sie hier, meine Leser, keine gezwun-

gen
 lich
 Len
 für
 die
 wei
 beur
 rin
 Es
 Ergö
 de d
 durc
 Klüf
 merk
 Natur
 seinem
 so mo
 durch
 the v
 Seite
 die G
 Bewe
 Weich
 iten



genen Klagen einer dichtermaßigen Weichlichkeit, noch den Ton mancher wunderlichen Leute, die allen Gebrauch der Thiere als sündlich verdammen, und dem Menschen bloß die Früchte der Erde zu seiner Nahrung anweisen. Wir wollen die Sache ganz kalt beurtheilen; die Vernunft sol unsre Führerin sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Jagd ihre Ergötzlichkeiten habe. Sie führet ihre Freunde durch hundert abwechselnde Gegenden, durch Thäler und Wüsten, über Berge und Klüfte, und ob sie gleich keine genaue Aufmerksamkeit auf alle schönen Gegenstände der Natur verstattet, weil das Gemüth nur mit seinem einzelnen Vorwurfe beschäftigt ist, so macht sie es doch zu einem Vergnügen, durch so mannigfaltige angenehme Labyrinth umher zu streichen. Sie hat von dieser Seite auch einen nicht geringen Einfluß in die Gesundheit, weil der Körper in eine starke Bewegung gesetzt, und zum Theil der Weichlichkeit entzogen, und zu Beschwerlichkeiten abgehärtet wird.



Manet sub Ioue frigido
 Venator, tenerae coniugis immemor,
 Seu visa est catulis cerua fidelibus,
 Seu rupit teretes Marfus aper plagas.

HORAT. Ode I. lib. I.

Wenn der Mensch die Herrschaft über die Thiere, oder das moralische Vermögen hat, sich ihrer zu bemächtigen, um sie zu seiner Nahrung, Bequemlichkeit und Vergnügen zu gebrauchen; so ist dadurch überhaupt auch die Rechtmäßigkeit der Jagd erwiesen. Hat nicht die Güte des Schöpfers dem Menschen durch die Mittheilung eines vernünftigen Geistes, den er andern Geschöpfen auf Erden versaget hat, auch das Vermögen gegeben, sich der Thiere zu seinem Nutzen zu bedienen? Und werden nicht eben dadurch die Endzwecke ihres Daseyns erreicht, wenn der Mensch sie auf eine weise Art und mit einem dankbaren Herzen gegen seinen unsichtbaren Wohlthäter gebrauchet? Würden sich nicht die Heerden der Thiere in der Luft und in den Wäldern zu unserm Schaden vermehren, wenn wir sie niemals verminderten? Können wir uns nicht mit ihrem Fleische sättigen, und mit ihrer Haut bedecken? Da uns



die Natur auf diese Vorthelle weist, und uns vermöge der Vernunft auch mächtig genug gemacht hat, uns ihrer zu bedienen; warum sollten wir sie denn aus einer übel angebrachten Bedenklichkeit nicht annehmen wollen? Der Mensch hat also ein gewisses Recht auf die Thiere; aber er muß sich durch den Misbrauch dieses Rechtes nicht versündigen. Zu dem Rechte, das er hat, die Thiere zu dem mannigfaltigen Nutzen zu gebrauchen, wozu sie geschickt sind, gehören auch die Anstalten, die nöthig sind, um sich ihrer zu bemächtigen; und hierin liegt der Grund von der Zulässigkeit der Jagd, oder die Freiheit, die wilden Bewohner des Waldes und der Luft zu fangen, und zu schießen. Es giebt in der Welt viele Sachen, die den Menschen nicht anders, als durch ihren Untergang nützlich werden können; hieher gehören die Thiere, und es ist aus dieser Ursache rechtmäßig, sie zu tödten, oder zu schlachten.

Weil der Tod der Thiere, die wir gebrauchen wollen, nöthig ist; so ist es auch der Menschlichkeit gemäß, ihn auf eine so leichte und plötzliche Weise zu befördern, als es nur



geschehen kan. Aus dieser Anmerkung läßt sich erkennen, daß überhaupt eine stille und schleichende Jagd die beste, und das Tödten eines Thieres mit einem Schießgewehr dem Menschen am anständigsten ist. In dicken Gebüsch, mit dem Feuerrohr in der Hand, einsam umherspüren, und das auf-
fahrende Wild in einem Augenblicke erlegen, ist also eine Jagd, die nicht allein angenehm ist, sondern auch einem wahren Menschen, der mit den Thieren Mitleiden hat, Ehre macht. „Wenn wir, sagt der vortrefliche Plutarch, uns schämen, so wenig nach der Mode zu sein, daß wir gar nicht beleidigen sollten; so wollen wir doch mit einer gewissen Behutsamkeit und Maaßhaltung beleidigen. Wenn wir zu unserm Unterhalte ein Thier tödten, so laßt es uns mit einem herzlichen Mitleiden thun, und ohne dasselbe zu martern. Laßt uns betrachten, daß es an und für sich selbst eine Grausamkeit sei, eine lebendige Creatur zu tödten; denn zum wenigsten zernichten wir eine Seele, die eine Empfindung und einen Begrif hat. „ Wenn ein Thier, vom Blei durchlöchert, vor uns



Darnieder stürzt, oder noch in matter Glucke
auf einige Schritte das Feld mit seinem Blute
färbt, hin und her taumelt und sinkt, so
ist dieses ein Anblick, der ein menschliches Herz
nicht ungerührt lassen sollte. Aber wie sehr scheint
man nicht diese Empfindung der menschlichen
Natur verleugnen zu können, wenn
man an den Grausamkeiten der Jagd einen
Gefallen hat, dem armen Wilde, das erlegt
werden sol, mit wilden Lärmen, wovon das
ganze Gehölze wiederhallet, nachsetzet, und ehe
es den blutigen Tod duldet, es im weiten Walde
herumtreibt, überall unter dem rauhen Geschrei
und dem Blasen der Hörner, von hundert
rasenden Hunden verfolgen läßt, bis es
vom Laufe und Angst erhitzt, und von Wunden
ermattet, dahinfällt, und unter einem Röcheln
stirbt, worüber alle Gebüsche seufzen?
Wie sehr verkent man da den Menschen,
wo ihn das Wehklagen und das Blut eines
übermachten Thieres noch vergnügen kan?
Was kan man von einem so grausamen
Feinde und Verwüster unschuldiger Geschöpfe
erwarten? Wenn ihn ein in seinem Blute
zappelndes Thier ergötzt, wird ihn denn noch



wohl die Thräne seiner Mitbürger rühren? Wenn seine Seele sich immer an den schrecklichen Bildern der Ermordung weidet, wird denn wohl die sanfte Empfindung des Mitleidens eine Reizung für ihn haben? Und wenn die Jugend schon an die wilden Ergötzlichkeiten der Jagd gewöhnet wird, wird sie denn nicht die feinsten Grundzüge zu einem zärtlichen Herzen verlihren, und eine nicht gemeine Härte des Gemüths annehmen müssen? O! sie, Bewohner der Landsitze, lassen sie die Hofnung ihres Hauses, ihre zur Ehre der menschlichen Gesellschaft gebornen Jünglinge nicht in beständigen Verfolgungen der Thiere ihr zartes Gefühl verjagen, damit sie nicht einst das, was sie im Walde waren, unter ihrem Geschlechte werden mögen. Wie leicht ist es nicht, den Gegenstand der Leidenschaften zu verwechseln, und gegen Menschen unempfindlich, wo nicht gar grausam zu werden, wenn man es in seinem ersten Alter, und in dem Fortlauf mehrerer Jahre gewohnt geworden ist, es gegen Thiere zu sein? Und sie, mehr als deutsche Amazoninnen, die sie im verwechselten Kleide, auf fliegenden Pferden, den Fe-



derbusch auf dem Kopfe, und die Flinte in der Hand, unter den lärmenden Scharen vornehmer Jäger dem Hirsche nachsetzen, wie können sie einen Aufzug wählen, der ihr Geschlecht verleugnet, und uns seine so sehr verehrten Zärtlichkeiten vergessen läßt? Wie kan das schöne Geschlecht, dessen größter Ruhm eine schamhaft erröthende Furchtsamkeit ist, sich mitten unter einen Haufen jagender Ritter wagen, und sich selbst mit ihren Waffen rüsten? Wie kan man dies wohl als ein Erbtheil von den Tugenden ihrer tapfern Vormütter ansehen, die ihre Männer oft tief in die Schlacht begleiteten, und ihnen zur Seite stritten? Wie kan die zärtliche Brust, die nur von stillen Empfindungen waltet, sich zur rauhen Jagdlust entschliessen? Wie kan die sanfte Hand, die nur zu gefälligem Schmeicheln gebildet war, das grausame Mordgewehr angreifen? Wie kan ein Herz, das schon über die geringste Furcht der Unbeständigkeit seiner Liebhaber zittert, den Anblick eines sich zu Tode blutenden Thieres ertragen? Wie kan das Ohr, das nur für die süßen Harmonien der



Nachtigal und der Dper gemacht scheint,
das tödtende Knallen der Feuerrohre aus-
halten?

Einige Liebhaber der Jagd sind von der-
selben so sehr eingenommen, daß sie in der
Geschicklichkeit, einen Hasen zu schießen, ihren
ganzen Ruhm setzen, der ihnen auch eben
nicht zu beneiden ist; aber die auch fast kein
anderes Geschäfte zu wählen wissen. Diese
geschwornen Feinde des Wildes scheinen noch
in die Zeiten der ungesitteten Bewohner
Deutschlands zu gehören, wo man beständig
in den Wäldern umherstrich, und kein anders
Vergnügen kante, als sich mit wilden Thie-
ren herumzuschlagen. Unsre ersten Vorfah-
ren kanten nicht die stillen Reizze der Künste
und Wissenschaften, noch die süßen Annehm-
lichkeiten eines artigen Umganges; ihr Geist
war roh, weil ihre Zeiten ihn nicht bebaue-
ten. War es ihnen zu verdienen, wenn
sie aus der Jagd ihr vornehmstes Werk
machten, und den wilden Thieren nachsetzten,
die in ihren Tagen wahrscheinlich in einer
viel größern Menge vorhanden, und ihnen
schädlicher waren, als in den unsrigen? Aber



Können wir uns wohl hierin auf ihr Beispiel berufen, wir, denen sich so viele schöne Belustigungen anbieten, uns zu unterhalten? Wer nur für die Ergözzungen der Jagd empfindlich ist, der giebt uns zu erkennen, daß wir an seinem Geschmakte zweifeln dürfen. Was kan ein vernünftiger Geist wohl aus den unaufhörlichen Verfolgungen der Thiere für eine Nahrung erhalten? Muß er nicht völlig veröden, und rauh werden? Müssen nicht die ewigen Bilder der Jagd, die ihn zu ihrem Sklaven gemacht, in ihm alle nützlichen Kenntnisse almählig verdunkeln, und ihn, weil er aufhöret menschlich zu sein, ganz zu einem thierischen Zustand erniedrigen? Elend ist der, dem keine andern Ergözzungen gefallen, als ein armes Thier zu heizen, und zu tödten.

Ich empfehle allen, welche die Jagd lieben, sich ihrer nur selten, und nach den Regeln zu bedienen, welche die Weisheit lehret.

